

(Nachdruck verboten.)

41

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Absichtlich!“ rief entrüstet der „Kleine Teufel“. „Wie wir noch 'ne Viertelmeile vom Ziel waren, ließ ich Silberschwanz plötzlich den Zügel, ohne daß „Ginger“ es merkte, und die ganzen letzten fünfzig Meter war ich ihm um 'ne halbe Länge voraus. „Ginger“ reitet eben nicht besser als alle die andren feinen Herrenreiter.“

„Seht Ihr,“ sagte Mr. Swindles, „er verträgt eher eine Ohrpeise vom Küchenmädchen, als die Idee, daß ein Gentleman ihn beim Rennen schlagen könnte. Wenn es noch sein Kollege Timman wäre, hätte es nichts zu bedeuten — was, „Kleiner Teufel“?“

„Das soll mir keiner sagen,“ entgegnete Mr. Leopold, „daß Bayleaf auf eine Meile geschlagen werden kann — also muß da irgend ein Unterschied im Gewicht gewesen sein. Außerdem, glaub' ich, ging die Probe bloß auf dreiviertel Meile — die Meile war gesunkert.“

„Ich sollte meinen,“ warf Mr. Swindles dagegen ein, „daß die Pferde genau abgewogen sind. Und wenn der Silberschwanz bei dem Gewicht den Bayleaf schlagen konnte, dann wird ihm auf Goodwood so leicht keiner beikommen.“

Vorwärts gelehnt, die Arme auf den Tisch gestützt, große Stücke Käse auf den Spitzen ihrer Messer, horchten die Mädchen und der Focky zu, wie Mr. Leopold und Mr. Swindles die Chancen diskutierten, die ihr Herr hatte, den Stewards Cup-Preis mit Silberschwanz zu gewinnen.

„Aber er läßt sie immer wieder und wieder Probe laufen,“ rief Mr. Swindles aus, „und wie oft hab' ich ihm schon gesagt, er soll das lassen. Was soll das nützen, hab' ich gesagt. Man läßt keine Pferde so offen Probe laufen, die noch nicht in guter Form sind. Die ganze Strecke wimmelt ja von Aufpassern. Die Hunde lauern ja schon so auf alles, daß man nicht mehr einem Gaul die Nöhne streicheln kann, ohne daß es morgen in den Zeitungen steht. Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich würde der Gesellschaft zeigen —“

Mr. Swindles goß rasch sein Bier hinunter und setzte das Glas so hart auf den Tisch, als wollte er einen der Espione niederschlagen. Alles schwieg eine Weile, dann sagte Mr. Leopold:

„Kommen Sie in mein Zimmer, wir wollen dort eine Pfeife zusammen rauchen. Mr. Arthur wird wohl herunter kommen, vielleicht sagt er uns, wach' ein Gewicht er heute morgen geritten hat.“

„Sie alter, schlauer Fuchs, Sie!“ sagte Mr. Swindles, erhob sich und wischte seine glattrasierten Lippen mit dem Handrücken ab. „Sie wollen uns doch nicht weismachen, daß Sie von nichts wissen, was? Wollen Sie uns vielleicht einreden, daß der „Alte“ Ihnen nicht jedes Wort erzählt, wenn Sie ihm morgens sein heißes Wasser auf sein Zimmer bringen?“

Mr. Leopold ließ ein leises Lachen ertönen und ging dann mit sehr geheimnisvoller Miene Mr. Swindles voraus aus dem Zimmer.

Esther sah ihnen in großer Verwirrung nach. Sie hatte von Rennplätzen stets nur gehört, daß es schandbare Orte seien, auf denen Männer ruiniert würden, und man hatte ihr gesagt, daß Wetten eine Sünde sei; in diesem Hause aber schien man an gar nichts andres zu denken. Nein, das war kein Aufenthalt für ein christlich erzogenes Mädchen!

„Wir wollen wieder ein bißchen im Roman lesen,“ sagte Margarete. „Sie haben ja schon die neue Nummer. Das letzte war, wie er die Opernsängerin bitten will, mit ihm zu entfliehen.“

Sarah zog eine illustrierte Zeitung aus der Tasche und begann laut vorzulesen.

III.

Esther gehörte zur Brüdergemeinde von Plymouth. In ihrer Kirche — wenn man das Haus, in dem ihr Gottesdienst stattfand, überhaupt so nennen konnte — gab es weder Heiligenbilder noch Gemälder, noch Musik, noch selbst eine Anregung der Einbildungskraft durch vorgeschriebene Gebete.

Vom Leben mußte sie nichts als das, was sie selbst erfahren hatte. Von Schauspielen des Leidens und der Leidenschaften kannte sie nur die, die in der Bibel erzählt wurden. Der Roman in der illustrierten Zeitschrift, dem „Family Reader“, war die erste Darstellung des Lebens, die sie kennen lernte, und was darin erzählt und gethan wurde, erregte und bewegte sie wie noch nie zuvor etwas. Die Schauspielerin, die Heldin dieser Geschichte, gestand Morris, daß sie ihn liebe. Sie befanden sich auf einem Balkon, der Himmel über ihnen war blau, der Mond schien, die warmen Düste von Neseda und Rosen drangen vom Garten zu ihnen empor. Der Mann trug einen Frackanzug und Brillantknöpfe im Vorhemd, die Schauspielerin hatte runde, weiße Arme. Schon vor Jahren hatten sie einander geliebt, und die seltsamsten Dinge waren passiert, um sie wieder zusammenzubringen; fast gegen ihren Willen gefesselt, konnte Esther nicht anders als zuhören. Als das Kapitel aber beendet war, zwang sie das anezogene Puritanergefühl, etwas dagegen zu sagen.

„Es ist doch sicher eine Sünde, solche Geschichten zu lesen,“ sagte sie.

Sarah sah sie erstaunt an. Grover erwiderte:

„Wozu sitzen Sie eigentlich noch hier? Hat Mrs. Latch denn gar keine Beschäftigung für Sie?“

Und Sarah, die plötzlich zum Bewußtsein der Situation erwachte, sagte:

„Auf Ihrer letzten Stelle hat man Ihnen wohl nicht erlaubt, Romane zu lesen? Das waren gewiß so . . . ecklige, fromme Leute?“

Die Sache hätte hiermit beendet sein können, wenn Margarete nicht plötzlich erzählt hätte, daß Esther eine ganze Kiste voller Bücher besäße.

„Die Bücher möcht' ich sehen,“ sagte Sarah. „Ich wette, es sind alles Gebetbücher.“

„Sie können zu mir sagen, was Sie wollen — meine Religion aber dürfen Sie mir nicht angreifen.“

„Ihre Religion angreifen? Das thue ich doch gar nicht. Ich sage nur, daß ich glaube, Sie haben noch nie ein andres Buch als ein Gebetbuch gelesen.“

„Wir gebrauchen gar keine Gebetbücher.“

„Was für Bücher haben Sie denn sonst gelesen?“

Esther zögerte, ihre Miene verriet sie, und Sarah, die die Wahrheit vermutete, sagte schnell:

„Ich glaube, daß Sie überhaupt nicht lesen können! Ich wette zwei Pence, daß Sie nicht eine Zeile hier in diesem Blatte lesen können.“

Esther schob die dargereichte Zeitung zurück und verließ das Zimmer, Kummer und Demütigung im Herzen. Woodvian und alles, was dazu gehört, wurde ihr unerträglich, und ohne danach zu fragen, daß sich die Köchin darüber beklagen könnte, lief sie auf ihr Zimmer hinauf und schloß sich ein. Warum, warum, fragte sie sich leidenschaftlich, machte es ihnen allen Vergnügen, sie so zu quälen? War es denn ihre Schuld, daß sie nicht lesen gelernt hatte? Da waren die Bücher, die sie um ihrer Mutter willen so liebte, die Bücher, die solche Schande über sie gebracht hatten. Nicht einmal ihre Titel konnte sie lesen, und das Bewußtsein ihrer Unwissenheit lastete schwer auf ihrer Brust.

Die Bibliothek war bunt genug. Da war „Peter Parleys Kalender“, „Freundliche Erinnerungen an fremde Länder“, „Die Kinder der Abtei“, „Dunkel Tom's Hütte“, Lambs „Erzählungen nach Shakespeares Dramen“, ein „Kochbuch“, Rodas „Mission der Liebe“, „Die heilige Schrift“ und die englische Kirchenagenda.

Sie drehte die Bücher in ihrer Hand hin und her und dachte, welche Geheimnisse diese ihr unverständlichen Drucktypen wohl enthalten könnten. Buchstaben waren für sie ein ebenso großes Geheimnis wie die Sterne.

Esther Waters stammte aus Varnstaple.

Sie war nach den strengen Gesetzen der Plymouther Brüdergemeinde erzogen worden, und ihre frühesten Erinnerungen bezogen sich fast nur auf Gebete und das Bild eines schlanken, friedlichen Familienlebens. Dies Leben hatte gedauert, bis sie zehn Jahre alt war; dann starb ihr Vater. Er war Stubenmaler gewesen und war in früher Jugend schon durch schlechte Gesellschaft zum Trunk verleitet worden.

Er war oftmals nicht im Stande gewesen, zur Arbeit zu gehen, und eines Tages, als er auf dem Gerüst saß, fiel er betrunken herab. Als er im Hospital lag, schrie und flehte er zu Gott, ihn von seinen Leiden zu erlösen. Da sagten die Brüder: „Du hast noch nie zuvor an Gott gedacht, habe jetzt Geduld, du wirst wieder gesund werden, Gott ist barmherzig mit dir. Willst du ihn aber nun nicht kennen lernen und ihm danken aus dem Grunde deines Herzens?“

John Waters Herz war gerührt, er wurde ein Mitglied der Bruderschaft und wies die Gefährten von früher, die ihm nicht folgen wollten, zurück. Durch seine Bekehrung und spätere Frömmigkeit gewann er die Sympathie von Mary Thornby. Marys Vater wollte aber nicht eher die Einwilligung zur Heirat geben, als bis John sich verpflichtete, den gefährlichen Beruf eines Haus- und Stubenmalers aufzugeben. John Waters willigte ein, und der alte James Thornby, der durch ein Antiquitätengeschäft sich genügend Geld erworben hatte, trat unter gewissen Bedingungen sein Geschäft an das junge Ehepaar ab, so daß John nun, unter Leitung seines Schwiegervaters, einen ganz einträglichen Handel in altem Glas, alten Schmuckstücken und alten Möbeln betrieb.

Der Bruderschaft gefiel sein Gewerbe nicht, und mehr als einmal sagte sie zu ihm:

„Natürlich hast du das mit dem Herrn selbst abzumachen. Diese Sachen aber“ — womit sie das alte Glas und die alten Schmuckstücken meinten — „sind oft sehr geeignet, schwächere Brüder in Versuchung zu führen. Aber natürlich hast du das selber mit Gott abzumachen.“

John Waters selbst wurde oft von Skrupeln geplagt, ob wohl sein Gewerbe durchaus rechtlich wäre, aber die sanfte Stimme und die Augen seiner Frau, und das Leiden, welches er von seinem Unfall zurückbehalten hatte und welches ihn für einen andren Beruf untauglich machte, besiegten seine religiösen Skrupel, und er blieb bis an sein Lebensende Händler in alten Kunststücken; nur einige Artikel, gegen die die Brüder ganz besonders eingenommen waren, gab er im Geschäft auf.

Als er starb, versuchte seine Frau das Geschäft fortzuführen, aber ihr Vater, der inzwischen alt und schwach geworden war, vermochte ihr nicht mehr dabei zu helfen. Im folgenden Jahre verlor sie ihre beiden Eltern, viele Veränderungen gingen in Barnstaple vor sich; man baute neue Häuser, am vornehmeren Ende der Stadt etablierte sich ein größerer und schönerer Laden als der ihrige; kurz, Mrs. Waters sah sich endlich gezwungen, ihr Geschäft fast für ein Butterbrot zu verkaufen und noch einmal zu heiraten. In ihrer zweiten Ehe bekam sie viele Kinder aufeinander; die Wiege war eigentlich niemals leer, und Esther wurde nur noch die kleine Kinderwärterin genannt. Sie wurde nach und nach besorgt um ihre arme Mutter, deren Gesundheit durch die zahlreichen Kindbetten sehr gelitten hatte. Mutter und Tochter konnte man abends oft sehen, eine mit einem Baby an der Brust, die andre mit einem anderthalb Jahre alten Kinde auf dem Arm. Esther wagte gar nicht mehr, ihre Mutter allein zu lassen. Um ihr besser helfen zu können, verließ sie die Schule, und so war es gekommen, daß sie nicht lesen gelernt hatte.

Eine der vielen Ursachen zum Zank zwischen Mrs. Saunders und ihrem Manne waren ihre Besuche im Gebethause; er meinte, sie solle lieber zu Hause bleiben und nach den Kindern sehen. Er beschuldigte sie wohl auch des unerlaubten Umganges mit den Brüdern und sagte mitunter, nur um sie zu strafen: „Diese Woche werde ich fünf Schillinge mehr im Wirtshause ausgeben, das wird Dich vielleicht besser lehren als Schläge, daß ich keinen von Deinen heuchlerischen Freunden in meinem Hause sehen will.“

So kam es denn, daß die Familie Saunders nur selten genug zu essen hatte, und Esther zerbrach sich oftmals stundenlang darüber den Kopf, woher sie Nahrung für ihre kranke Mutter und für die hungrigen kleinen Geschwister nehmen sollte.

Aber Saunders, obwohl er viel Geld ins Wirtshaus trug, betrank sich nur selten und war nie ohne Arbeit. Er strich Lokomotiven an, war sehr geschickt in seinem Beruf und verdiente zwischen fünf und zwanzig und dreißig Schilling pro Woche. Er war ein hochmütiger Mensch, aber so geldgierig, daß er alles that, wenn es ihm nur Gewinn brachte. Er war ein heißblütiger Politiker, verkaufte aber ungeniert seine Stimme dem, der am höchsten dafür zahlte, und als Esther siebzehn Jahre alt war und er nicht mehr für sie sorgen wollte, zwang er sie, das Haus zu verlassen und eine Stellung anzunehmen, ohne sich nur darum zu kümmern, welcher Art die

Stellung oder der Charakter der Menschen war, zu denen sie ging. Sie waren schon seit vielen Monaten von Barnstaple fortgezogen und wohnten nun in einer kleinen Seitenstraße der Bauhall Bridge Road, in der Nähe der Fabrik, in welcher Saunders arbeitete; und seit sie in London wohnten, war Esther beständig in Stellung. Er sei nicht verpflichtet, sie zu erhalten, sagte er. Sie sei nicht sein Kind, er habe genug eigne Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Babel und Bibel.

Im Circus Schumann zu Berlin spielt sich allabendlich mit unermindertem Glanz die in Trikot gewandete Wissenschaftstragödie ab, die sich „Babel“ nennt. Man weiß, daß nur die unheilige Hälfte im Titel geblieben ist. Ursprünglich stand „Babel und Bibel“ auf den Plakaten. Aber die Gewaltigen der Generalsynode empörten sich, daß das Buch der Bücher in dem Titel eines Circusstückes genannt würde, obwohl doch Circus genau das gleiche Wort wie Kirche ist, und so schnitt die Polizei die Bibel ab. Doch mit diesem Titelschicksal ist die Bedeutung der Pantomime bei weitem nicht erschöpft. Auch nicht darin ruht ihre epochale Neuerung, daß hier zum erstenmal Wissenschaft getanzt, geritten, geprügelt, geschwommen wird, daß sie sich in behaglichen Schenkeln und erweiterten Halsen, in Wollperücken und Seidenstütern, Glühlampen und Pappguirlanden materialisiert — nein, sie offenbart in einer überwältigenden Demonstration, um mit dem Grafen Bülow zu reden, die politische Fische unserer Zeit. Und darum sollte man die Erinnerung an dies Wunderwerk über die Vergänglichkeit einer Saison ernsthaft retten.

So wie man das Stück heute sieht, ist es das gemeinsame Erzeugnis nicht nur der Schneiderei, Beleuchtungsstchnik, Pferdedressur und Chorstimmenreiz, sondern in seinem typischen Wesen das gärende Kompromißprodukt zwischen dem nach Wahrheit ringenden dichterischen Genius und der in der Polizeijensur verkörperten Seelenwache über fromme Sittlichkeit. Hier ist das Problem gelöst, das Graf Oriola in seinem Plaidoyer für die Secessionsmalerei aufwarf: die Kunst muß frei sein, aber sie darf nicht frech sein, es ist die Wahrheit zwar erlaubt, aber streng verboten, die Autorität zu erschüttern. Der Verfasser des Babelwerks hat in bewunderungswürdiger Weise das rechte Mittel gefunden. Er vereinigte Deligisch, Stöcker und Hirsch, Hildesheimer, er verhöhnte Babel und Bibel, er zog eine Diagonale zwischen Offenbarung und Geschichte; er entsprach dadurch sowohl den Ansprüchen eines geprüften Archäologen und den Errungenschaften der Bibelkritiker aus der Schule Wellhausens wie er die Autorität der Sittenpolizei, die frommen Gewissen der in den Logen andächtigen Gardelieutenants, das naiv-christliche Gemüt der Agrarier auf dem ersten Platz und die berlinisch aufgeklärte revolutionäre Galerie — jedem das Seine! — durchaus zu befriedigen verstand.

Man weiß, daß der Circus-Dichter durch die Babel-Bibel-Vorträge des Professor Deligisch zu seinem Vorwand für einige hundert hüpfende und gestikulierende Fräuleins angeregt worden ist. Er sagt das in seinem Vorspiel selber, allwo der Professor und der Theologe vor ihres Fürsten Throne sich darüber streiten, ob die Welt mit seiner erhabenen und aller-allerhöchsten seligen Majestät Kofhrabi (assyrisch: Hammurabi*) beginnt oder aber mit Adam und Eva im Paradiese, die im ersteren Falle nur Plagiate an den Eingebungen S. M. Kofhrabi wären. Wie ist der Streit zu lösen? Die modische Wissenschaft gebot, dem Assyrer den Vorrang zu lassen. Dagegen verlangte ebenso gebieterisch die religiöse Autorität die Anerkennung der biblischen Schöpfungslehre. Und da nach der Bibel die durch die polizeiliche Censur vertretene Welt noch lange nicht so alt ist, wie nach den Keilschriften des Prof. Deligisch die Herrlichkeit von Babel, so war hier ein Rätsel aufgegeben, an dessen Lösung auch ein fünf und zwanzigfacher Löwen- und Tiger-Bändiger verzagen möchte. Es scheint nun, als ob der Dichter in frevelndem Titanentroy zuerst in seinem Werke der Babel-Weisheit gefolgt wäre. Da aber griff die Polizei rettend ein, verlangte den Schwur auf die Bibel, und die ganze Dichtung schien in Frage gestellt. Indessen, die Kostüme waren bereits fertig geschneidert — es mußte Rat geschafft werden. Jetzt, in der höchsten Not, bewährte sich der allrettende Genius der mittleren Linie. Eine lähne Eingebung und es war das hergestellt, was man nun jeden Abend sieht, ohne daß sich bisher eine Irsumsepidemie unter den Zuschauern beobachtet ließe, und was als wunderbares Sinnbild heutiger Geistesverfassung von Ewigkeitswert ist. Erst kommt Deligisch: S. M. Kofhrabi herrscht und Semiramis kultiviert die hängenden Gärten. Nachdem darüber ein Jahrtausend verfloßen — dann erst! — tritt die Offenbarung in Kraft. Die Welt wird nach biblischem Rezept geschaffen und das erste

*) Diesen neuesten und zwingendsten Beweis für den Zusammenhang der altassyrischen und modernen Kultur hat Prof. Deligisch bisher übersehen. Und doch ist er evident. Hamur ist, wie jeder Kenner der Schrammeln weiß, gleich Humor, und Humor ist, wie jeder Leser dieser Sonntagspredigten spürt, gleich Kohl — Also!

Menschenpaar küßt mit, sicher übertriebene Vorstellungen erweckenden, Niesensaugenblättern über die Arena. Die assyrische Welt wird so eine allererste Generalprobe vor der Welterschöpfung. Nach einem Jahrtausend bunter Menschengehichte wird erst die richtige Welt erschaffen, und auf die Weise wird noch eindringlich die Verwahrheitung des Heidentums demonstriert, das schon vor der Welterschöpfung zu existieren sich anmaßte. Zugleich aber kam jedes zu seinem Recht: Erst Vabel, dann Bibel, erst Delitzsch, dann die Generalsynode.

Ist aber in solchem Cirkuspaß nicht wirklich auf die lustigste Weise die ganze wirre Halbheit und blöde Kompromissfucht unserer herrschenden Bildung verhöhnt? Ist das nicht die Welt, die sich an Ausgrabungen prozend delectiert und zugleich auf die Dogmen der Kirche schwört, die Moses und Darwin gleichermäßen anerkennt, die alle Widersprüche Jahr für Jahr wiederläuend verdat, die mit der Vernunft zu Bette geht und mit dem Glauben erwacht. . . . So ist die Schule, so das Leben, so torlet die Wissenschaft brüderlich mit der Legende: Semiramis vor der Welterschöpfung. . . .

Die Cirkuserinnerungen wurden in mir munter, als ich eine in diesen Tagen erschienene neue Broschüre von Professor Delitzsch in die Hände nahm: „Vabel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick.“ Die ganze Delitzsch-Episode ist ja nichts wie eine Anwendung jener ausgleichenden und vermittelnden Poesie unsres Trifotpoeten. Die Vernunftkritik der Offenbarung hatte seit dem 17. Jahrhundert, die historisch-philologisch-archäologische Forschung im 19. Jahrhundert die biblische Schriftenammlung gepflegt, und die öffentliche Bildung blieb unberührt, als sie gar nichts geschah. Plötzlich aber interessierte sich ein Fürst für die kleinen Kunde, die ein Gelehrter zur Bestätigung längst gesicherter Erkenntnisse vortrug, und nun ging es wie ein Lauffeuer der Aufklärung über das deutsche Publikum. Selbst manch ein Prediger auf den Gutshöfen Osteliens begann zu erwägen, ob es nicht Zeit sei, mit höchstem Privilegio assyrisch zu predigen.

Aber die Sache verlief wie bei dem Cirkusstück. Herr Delitzsch wollte — so wurde verkündigt, — in einem letzten Vortrag auch gegen das Neue Testament die Keilschriften ins Feld führen. Inzwischen wurde jedoch festgestellt, daß ein guter Professor die Offenbarung nicht anrempeln dürfe. Als bald wurde der Friede zwischen Forschung und Autorität eilig geschlossen. Die biblische Welterschöpfung wurde zwischen Assyrien und Berlin eingegliedert, der verheißene Vortrag wurde nie gehalten. Die Generalsynode ist noch nicht verpflichtet, Hammurabi anzuerkennen.

Zu seiner neuen Broschüre schreitet Delitzsch nicht in der Tarifierung der assyrisch-jüdischen Worthandelsverbindungen fort. Die Entdeckung, daß sich auch Moses schon in Babylon findet, verspricht er für eine zukünftige Abhandlung. Jetzt setzt er sich vielmehr lediglich mit christlichen und jüdischen Rabbinern auseinander, die ihm mit graunhaft gespißten Federn auf den Leib gerückt waren. Mit bescheidenem Stolz stellt er eine Statistik seines Erfolges fest: Seine ersten beiden Vorträge hätten nur 30 und 29 Seiten enthalten. Dennoch belief sich schon im September 1903 die Vabel-Bibel-Litteratur, „nach Ausscheidung alles völlig Wertlosen“, auf circa 1350 kleine und über 300 große Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, dazu 28 Broschüren. . . . eine nicht zu bewältigende Fülle ausländischer Zeitungsausschnitte.“ Dazu kommen Briefe, die ganze Erde umspannend, von Kalkutta bis Kalifornien, von Norwegen bis Kapstadt. Alle Stände haben sich an dieser Briefstellerei beteiligt. Die Vorträge wurden übersetzt ins Englische, Italienische, Dänische, Schwedische, Czechische, Ungarische. So launisch sind die Wege des Schicksals! Denn dieser ganze Verbrauch von Papier, Tinte, Druckschwärze, Geist und Briefmarken wäre unterblieben, wenn Herr Delitzsch seine Vorträge nicht in Anwesenheit seines Landesherren gehalten hätte.

Der gute Professor dünkt sich — nach dem Erfolg leicht erklärlich — noch immer als ein Held, der gegen die ganze Welt der Theologen auf die Wahrheit seiner Wissenschaft pocht, der beweist, daß die jüdische Litteratur nicht vom Himmel gefallen sei, was einige Leute schon früher gewußt haben sollen. Aber Herr Delitzsch hat doch zugleich gelernt, ein assyrischer Keger und ein gläubiger Christ zu sein. Als er seine Entdeckung in die Welt hinausgeschleuderte, der jüdische Gottesname „Jahwe“ käme schon im alten Babylon vor, glaubte man, er wolle damit beweisen, daß der Monotheismus babylonischen Ursprungs sei. Wie hat man ihn nur so mißverstehen können! Die Geschichte war ganz anders. Sie war nämlich so: die Ähnen Moßis hatten schon den Jahwe-Glauben, damit stiegen sie herab „zu der immer reichbestetzten Tafel Babyloniens“. Aber dieser Monotheismus ging rasch unter in dem eingebürgerten Polytheismus, der die Staatsreligion war, reichte noch gerade aus, um auf ein paar Ziegelsteine Jahwe-ähnliche Worte zu zaubern, bis dann — — — ich spüre, die Geschichte wird zu kompliziert, ich weiß nun wirklich immer noch nicht, ob Hammurabi den Monotheismus erfunden hat oder nicht, was er schon deshalb viel eher als Moses und die Propheten hätte leisten können, weil er ein König von Gottes Gnaden war, während die benannten Juden doch nur zweifelhafte bürgerliche Agitatoren waren.

Wie aber sieht es nun mit der angerempelten Offenbarung? Da ist der gute Delitzsch einfach unerbittlich tapfer. Er belämpft mit heroischer Willkür die Meinung, daß Gott das alte Testament wörtlich diktiert haben könnte, er leugnet die Verbalinspiration. Damit jedoch ist der Offenbarungsglaube so wenig vernichtet, daß Delitzsch vielmehr — ein Schlauberger — den Angriff auf die falsche Offenbarung dadurch vor Kegergerichten zu schützen sucht, daß er seine

eigenen Vorträge für ein Werk richtiger Offenbarung erklärt. Zwar sind ihm die Broschüren und Vorträge nicht wörtlich aus dem Jenenseits diktiert worden — das wäre eben die falsche „Verbalinspiration“ — wohl aber predigt er Dankbarkeit „für diese neuen, den Menschen von Gott bescherten Erkenntnisse“ und er nennt es „eine Forderung der Wahrhaftigkeit, daß wir uns beizeiten bestreben, dem Buch (dem alten Testament), das wir unsern Kindern in die Hand geben und unsrer Nachkommen vererben als das Fundament, auf dem sie stehen sollen im Leben und im Sterben, die uns von Gott beschickten geläuterten Erkenntnisse — will sagen die Delitzsche Vabel-Wissenschaft — dienstbar zu machen.“ Auch hegt Herr Delitzsch die „feste Glaubensüberzeugung“, „daß Gott wie in der Natur und in uns selbst, nämlich in unserm Gewissen und in dem Verlangen unsres Herzens nach Ihm, so auch in der Geschichte sich uns offenbart, das heißt: sich von uns erkennen läßt, in der Geschichte durch sein alle Menschen und Völker umfassendes, auf immer höhere Verbollkommnung abzielendes planvolles Walten, wie mir zum Beispiel Alexander der Große mit besonderer Deutlichkeit als ein Werkzeug solch göttlichen Waltens erscheint.“ Das Christentum ist natürlich im höchsten Maße das Werk dieser richtigen Offenbarung.

So endigt der graue Theaterstreit wie jedes gefällige Schauspiel mit der Verlobung der Getreuten und Hadernden. Zwischen Vabel und Bibel treibt die Offenbarung auf gerettetem Raht, nicht so wohl die Offenbarung des wörtlichen Diktats, aber doch die, aus welcher Herr Delitzsch seine Vorträge hielt. Deshalb mußte ich des erfindungsreichen Cirkuspoeten denken, der Semiramis vor der Welterschöpfung regieren läßt, um Frieden zwischen der richtigen Offenbarung Delitzsch' und der bezweifeltsten Offenbarung Moßis zu stiften. Nur ist der Cirkusfrieden insofern der gelehrten Weisheit vorzuziehen, als er getanzt wird, und manch' junges Herz dabei — so mag ich wenigstens hoffen — lieblich zum Leben lacht — die ehrlichste und mutigste Wahrheit! —

Joc.

Kleines feuilleton.

tg. Die Menschenfalle. Ein schmaler, schattiger Pfad führt von der Landstraße rechts ab in den Wald. In vielen Biegungen windet er sich hinab bis zum Ufer des breiten Flusses, der hier langsam vorbeilauscht.

Früher dehnte sich zwischen der Mündung des Weges und dem Wasser eine kleine Wüste. Sand, Sand und noch einmal Sand. Nur ein paar kleine grüne Inselchen, mit Gras, Unkraut und kümmerlichen Blüten bestanden, schwammen auf der graugelben Fläche. Damals hielten sich die Ausflügler, welche mit der Bahn aus der Stadt kamen, und so gern den schattigen Weg herabpromenierten, nicht lange an dieser Stelle auf. Sie standen wohl einen Augenblick still, sahen hinüber zum Wasser und schüttelten lächelnd den Kopf über die Armut der Gegend. Dann wandten sie sich am Saume des Waldes entlang nach den weiter unten am Fluß gelegener Lokalen, an denen auf der einen Seite die gewundene Landstraße, auf der andern der Fluß vorüberzog.

Ueberhaupt: die Lokale! Eins drängte sich ans andre. Und Ueberfluß an Gästen hatte nie eines. Der Strom der Ausflügler zerteilte sich in allzu viele Bächlein. Ein Lodmittel über das andre wurde ausgefetzt, den größtmöglichen Anteil an den Groschen, Marktstuden und Thalern in die Kasse zu leiten und womöglich die Konkurrenz totzutreiben, aber es nützte nichts. Reich wurde keiner dabei. Und schließlich war schon ein jeder zufrieden, wenn das Dach nicht über dem Kopf zusammenbrach und man eben sein Auskommen hatte.

Nur einer war unter den Wirten, dem genügte so ein „Durchwürgen“ nicht. Der hatte ein paar pfiffige Auglein im Gesicht und unter der schiefen Mütze einen Kopf voll kühner Pläne. Dazu über die Maßen viel Zeit, um sich damit zu beschäftigen. Seit langem ging er herum, wie einer, dem etwas ganz Schönes unter der Schädeldecke aufgewacht ist. Dazu zeichnete er, schrieb und rechnete Tag für Tag und spazierte, wer weiß wie oft, an der Mündung des einsamen Weges herum, mah, notierte allerlei und rekonstruierte aufs allergenauste die Gegend. Und eines Tages erklärte er, sich in die „Wüste“ hinsetzen zu wollen. Seine Kollegen fragten, ob er Geschäfte mit den Hasen und wilden Kaninchen machen wolle. Aber er lächelte nur listig zu allen Einwänden der Konkurrenten, die ihn einfach für „verrückt“ erklärten. Er kaufte um ein Spottgeld den ganzen Sandomplex am Wasser und noch einen breiten Streifen Wald dazu. Dann ging's an ein Graben, Mauern und Zimmern, bis sich ein großes, schmuckes Wirtshaus in der „Wüste“ erhob. „Zur Cafe“ nannte er es, pflanzte Bäume an, schlug Sonnendächer auf und ließ ein paar Fontänen lustig ihr Wasser verspritzen.

Es dauerte nicht lange, da war der Wirt der „Cafe“ ein arg gehähter Mann bei seinen Konkurrenten. Eigentlich mit Recht. Denn er fing ihnen mit teuflischer Bosheit fast sämtliche Gäste fort. Den andern blieben zwar die, welche die Landstraße entlang führen oder wanderten. Aber der letzteren waren nicht allzu viele, da der einsame Weg lodte. Wer sich aber einmal ahnungslos auf diesen

Begeben hatte, der war rettungslos der „Dase“ verfallen, wollte er nicht nach halbstündiger Wanderung vor den gastlichen Thoren umkehren. Es gab keinen andern Ausweg. Und die es dennoch versuchten, ungekröpft an den Hallen des Wirtes vorbeizukommen, mußten es mit zerzissenen Hosen, zertraxten Fingern und dergleichen bezahlen. Denn dann war es notwendig, daß sie erst einige Päume von Stacheldraht überstiegen, nachdem sie sich durch das Unterholz des Waldes, durch Brombeergebüsch, Tannen und verkrüppelte Kiefern hindurchgearbeitet hatten.

Die meisten dieser Wagemutigen ergaben sich bald in ihr Schicksal, kehrten auf halbem Wege um und tasteten sich zurück zum Eingang der „Dase“, allwo mit breitem, freundlichem Lächeln der Wirt stand und die „Verlaufenen“ höflich zum Gizen einlud, ja, ihnen noch die Stühle abwischte und ihnen eventuell Nadel und Zwirn anbot, den Schaden am Anzug vorläufig zu reparieren — eine Einladung, welcher die Erschöpften willig nachkamen.

Daß nicht ein Fressling einfach den Garten durchschritt, um an der andern Seite das Lokal pöhlfrei zu verlassen, darüber wachten gar scharf die pfiffigen Neuglein. Bei solchen Versuchen entlud sich sittliche Entrüstung über den Häupter der Dreisten — „wovon meinen Sie denn, soll so ein armer Wirt leben?“ — aber diese Entrüstung wandelte sich sofort in lebenswürdige Höflichkeit, sobald die Zwangsgäste seufzend in die Tasche griffen: „Stellner! . . .“

Von den übrigen Wirtin haben bis jetzt zwei bankrott gemacht. Den andern wadelt das Dach über dem Kopf und sie sitzen fortwährend beisammen und beraten, wie dem Unfug der „Wenschenfalle“ ein Ende gemacht werden könnte. Jüngst haben sie eine Petition an die zuständigen Behörden beschloffen, und am Bahnhof wollen sie Zettel verteilen lassen, welche das Publikum vor der Gefahr warnen sollen.

Der Wirt der „Dase“ lächelt zu allen diesen Versuchen. Sind die Ausflügler erst eine Strecke auf der Chaussee gewandert, haben sie den von Automobilen und sonstigen Vehikeln verursachten Staub geschluckt, so biegen sie trotz aller Warnung in den schattigen Weg ein, zufrieden, den grauen Wolken entrinnen zu können. „Und im übrigen“, meint der Wirt, „man wird wohl sein Eigentum einzäumen dürfen.“

Er hat noch mehr Pläne. Es ärgert ihn schon lange, daß der Wasserweg noch frei ist „und die da unten alles schluden“. Deshalb baut er gegenwärtig eine Anlegestelle für Dampfer, um im kommenden Sommer auch von dieser Seite harmlose Gemüter in seine Falle zu loden. —

Theater.

Neues Theater. „Medea“. Tragödie von Euripides. — „Als ich vor etwa zehn Jahren aus einer guten Vorstellung der Grillparzer'schen „Medea“ kam, sagte ich zu meinem Freunde: Sehr schön, aber vor allem ist mir doch klar geworden, ein wie großer Dichter Euripides ist.“ Mit diesen Worten leitete der Uebersetzer, v. Wilamowitz-Möllendorf, eine auf die Aufführung des altgriechischen Dramas vorbereitende Besprechung in der Tagespresse ein. So bereitwillig man auch die Macht und die Kühnheit des letzten der drei großen griechischen Tragiker wird anerkennen wollen, und so gewiß sein Werk das Original ist, auf dem die Schöpfung des neueren Dramatikers ruht, durch welches sie erst möglich geworden, — das feinsinnig umgeformte, im Geist und in der Technik modernem Empfinden angepaßte Nachbild Grillparzer's ist, was immer Psychologen dagegen sagen mögen, viel reicher an lebendiger Wirkung.

Bei allem leidenschaftlichen Pathos der Tragödie des Euripides wird man ein gewisses Gefühl der Kälte nicht los. Die Wechselrede Medea's mit dem Chor der Korinthischen Frauen befremdet, nicht nur, weil wir des Chorus auf der Bühne überhaupt entwöhnt sind, sondern auch, weil die klagende Zustimmung der Griechinnen mit der Isolierung Medea's auf hellenischem Boden, mit ihrer heimatlosen Einsamkeit schlecht harmoniert, und weit darüber hinaus es völlig unverständlich bleibt, wie Medea es wagen darf, ohne Furcht des Verrates ihre Rachepläne vor jenen zu enthüllen. Der rein passiv Charakter des Chors steht hier mit den Voraussetzungen des Stückes im Widerspruch. Warum jammern diese Griechenfrauen immer nur, da ein Wort von ihnen, ein Wort, wie es die Pflicht der Stammverwandtschaft schon gebieten würde, den Schlag, den alle fürchten, aufzuhalten vermöchte. Wie ganz anders glaubwürdig als Wittwiflerin und Vertraute erscheint im Gegensatz hierzu die alte Wärterin, die Amme aus dem Wolcherland, in Grillparzer's Trauerspiel, und mit welcher Kunst ist da der von Euripides nur flüchtig angedeutete Gegensatz zwischen der Fremden und dem Griechentum vertriebt, wie anschaulich, das tiefste Mitleid weckend, tritt da die Isolierung der von dem Heimatboden Losgerissenen uns vor Augen!

Und ebenso, wie die Verlassenheit, kommt auch das Muttergefühl der Unglückseligen in dem neueren Drama, das einem großen Teil unsrer Leser ja aus den Aufführungen der „Freien Volksbühne“ bekannt ist, zu unergleichlich stärkerem Ausdruck. Auch des Euripides Medea liebt ihre Söhne, die sie im Wahnsinn eifersüchtigen Jornes, um sich an dem verräterischen Gatten zu rächen, ermordet, auch sie preßt die dem Tod Geweihten an die Brust, schaudert zuerst vor dem Entschlichen zurück und rechtfertigt sich selbst, daß die Kinder, wenn sie sie schonen wollte, von der Hand der Feinde fallen würden — aber diese Liebe ist nur ein retardierendes, dem Vollbringen des Furchtbaren sich wirkungslos entgegen-

stimmendes Gefühlsmoment, während Grillparzer die That selbst aus dem im Innersten verletzten Mutterinstinkte ertragen läßt. Daß Jason sie verläßt, hätte diese Medea, so laut sie auch Vergeltung drohte, vielleicht erbuldet; aber daß man ihr die Kinder nehmen will, daß ihr eigen Fleisch und Blut, das einzige, das sie zu retten hoffte, vor dem Rufe der Mutter flüchtet, das treibt sie unentrinbar zu dem grausigen Entschluß. Und so erst, indem sich hinter der Eifersucht des Weibes ein Tiefere als letzter Grund erschließt, wächst diese That, wird sie dem Mitgefühl menschlich nahe gebracht. Nichts davon in der verschlagenen Heldin des Euripides. In sicherem Besitz der Kinder, mordet sie, kaltfinnig nur das eine berechnend, wie sie Jason am grausamsten trefte.

Sehr charakteristisch, gewinnt ihr Racheplan erst dann bestimmtere Gestalt, als sie von dem Athener Fürsten Aigeus den Schwur erscheidelt hat, er werde sie in seinem Lande aufnehmen und niemals ausliefern. Mit dem Scheine demütiger Nachgiebigkeit dringt sie in den hohlerherzigen, kleinlich-streberhaften Jason, der mit gestörter Rede jede seiner Rücksichtigkeiten zur Tugend umjudeln weiß, er möge die Königstochter Kreusa, seine neue Gattin, um Schutz für die Kinder bitten, wenn die verbannte Mutter Korinth verlassen muß. Der köstliche Schleier, den, vom Vater geleitet, die Söhne als Medea's Gabe der Nebenbuhlerin überreichen sollen, ist mit geheimem Zaubergift getränkt. Bald ertönt Wehgeschrei aus dem Palast. Am Boden hingestreckt, mit gierigem Ohr, sich weidend an der Rache, lauscht Medea der Schreckens Kunde, die der Bote überbringt. Kreusa, die Verhaftete, starb an dem Gift und mit ihr Kreon, der den Mann verhängte. Dann eilt sie in die Gemächer, ihre, des Treulosen Kinder mit eigener Hand zu töten. Zu spät stürzt Jason herbei. Unter Donner und Feuer entführt ein Drachengepann die Zauberin in die Lüfte: das Athener Land wird sie schützen und aus sicherer Höhe schlendert Medea Worte unvergessenen, höhnischen Grimmes auf den einst Geliebten herab. Die Monotonie der Leidenschaft, die selbst nach dem Kindermorde nicht zurückflutet, verbunden mit der Sorge um das eigne Leben, drückt das Mitgefühl mit der Heldin, das Euripides ganz zweifellos im Zuschauer hat erzeugen wollen, zu Boden. Nicht nur menschlich milder, sondern auch im Grunde viel überzeugender, poetisch wahrer scheint uns Grillparzer's Drama in der Art, wie es die kraupfhaft wilde Spannung beruhigend auflöst, auszuklingen.

Rosa Bertens sprach mit wundervoll markiger Kraft die Verse der Medea. Unter den Nebenrollen ragte Winterstein's sehr charakteristischer Jason und Hedwig Wangel's alte Hüterin hervor. Die äußere Inszenierung war ebenso einfach, wie künstlerisch stimmungsvooll. Doch zu einem großen, zwingenden Eindruck, die Aufnahme zeigte es, brachte es die Dichtung auch in dieser Darstellung nicht. Man war mehr interessiert als erschüttert. —
—dt.

Humoristisches.

— Zu viel verlangt. Präsident: „Sie gaben vorhin an, Sie hätten den Angeklagten genau gefamnt, und jetzt sagen Sie das Gegenteil! . . . Wie reimt sich das?“

Zeuge: „Jesses na, jeh' soll m'r vor Gericht gar no' Versle mache!“ —

— Allerdings. . . . Sie sind Abstinenzler, mein Herr? Alle Anerkennung! . . . Uebrigens, ich lebe auch nur vom Wasser!“
„Nur vom Wasser? Das ist ja doch nicht möglich!“
„Warum nicht? Ich bin ja Schwimmlehrer!“ —

— Eingegangen. „Diese Wohnung gefiele mir sehr — aber kann man denn in dem Hause Teppiche kloppen?“

„O ja!“

„Auch die Thüren zuschlagen?“

„Und ob!“

„Und Nachts fidel sein?“

„Ganz ungeniert!“

„Dann kann ich die Wohnung nicht brauchen!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— „Ora et labora“, ein dreitägiges Schauspiel von Heijermans, geht anfangs März erstmalig im Deutschen Theater in Scene; Wassermann spielt die Hauptrolle. —

— Im Dresdener Hoftheater sollen am 6. März Kogebues „Deutsche Kleinstädter“ im Kostüm der Zeit zur Aufführung kommen. —

— Hugo Wolff's Oper „Der Coregidor“ hatte bei der Erstaufführung in der Wiener Hofoper nur einen äußerlichen Erfolg. —

g. Plombierte Zähne aus prähistorischer Zeit. Bei den Ausgrabungen in Copan (Honduras) fand man Vorderzähne von menschlichen Kiefern mit kunstvollen Plomben versehen. In den Email wurde vorn in der Mitte ein feines Blättchen Jadeit, genau passend, mit Cement eingefügt; auch eigentliche Füllungen fanden sich vor. —